

Die Krise der israelischen Kibbuzim

Der ausgeträumte Traum

Von Lisbeth Herger (Text) und Olivia Heussler (Bilder)



Sie kamen von überall, die Pioniere und Pionierinnen, getrieben vom zionistischen Traum der Heimkehr ins Gelobte Land und der Vision einer neuen Welt.

«Die glücklichen Tage von Onkel Sam sind vorbei», konstatiert Elan Ben Yosef und nestelt an der nicht vorhandenen Schnur seines Handys. «Vorbei die Zeiten, wo man einfach zur Bank laufen konnte, wenn man Geld brauchte. Nun müssen neue Lösungen gefunden werden.» Elan Ben Yosef steht auf, greift sich eine Dattel; die Sorge um die Zukunft treibt ihn um. Seit über zwanzig Jahren lebt er hier, im Kibbuz Yasur, im Norden Israels. Die Zeiten sind schlecht. Schulden lasten auf der Kommune, der Lebensstandard sinkt, die Jungen gehen weg. Yasur mit seinen 260 Mitgliedern hat einst bessere Zeiten gesehen. Barbara Ben Yosef, Elans Frau, erinnert sich gut. Als die junge Dentalhygienikerin vor sieben Jahren ankam, als Volontärin aus den USA, da war sie begeistert nicht nur vom Klima im Land, sondern ebenso sehr von der Offenheit, vom Idealismus, vom Lebensstil, der hier herrschte. Da gab es fröhliche Feste und Ausflüge, da war der Speisesaal noch liebevoll dekoriert. All das hat sich merklich geändert.

Dem flüchtigen Blick offenbart sich die Krise allerdings nicht. Das verschlafene Wachhüschen bei der Einfahrt bezeugt die Sicherheit der Tage: Schreiner Stewart hantiert geschäftig mit Fräse und Brettern; Kälber und Kühe staksen gelangweilt in ihrem Dreck. Einen Steinwurf entfernt steht unscheinbar eine Halle, eine Spielzeugfabrik, wo in feinsten Präzisionsarbeit elektromagnetische Zauberkästen für Kinder gebaut und in 22 verschiedene Länder verschickt werden. Der Speisesaal bietet eine respektable Menüauswahl, die Lavabos im WC-Raum sind intakt, und den Tomaten und der Baumwolle, den Sonnenblumen und den Wassermelonen sieht man ihren Preisverfall nicht an. Auch die Sockenfabrik verrät ihre Negativbilanz nicht, als wir in der Produktionshalle stehen, vor den Strickmaschinen, die, einem Heer von Ausserirdischen mit schlaksigen Armen gleich, gemäss computerisiertem Programm in rhythmischem Abstand Socke um Socke in die Körbe fallen lassen, 10 000 Stück pro Tag. Und es schweigen die jungen arabischen Frauen, die, im Mindestlohn angestellt, morgens um 6 Uhr aus ihren Dörfern hierher kommen und in flinker Behendigkeit die Glätt- und die Packmaschine bedienen. Es ist die alte Pförtnerin in der ausgewaschenen Trainerjacke, die uns von den Sorgen mit den Socken erzählt, dass man zwar investiere und produziere und exportiere, dass die Sache aber nicht rentiere, weil die Konkurrenz aus Billiglohnländern einen erdrückte, dass man also der Krise der Textilindustrie voll ins Garn geraten sei. Die Socken liegen dem Kollektiv auf, statt das Budget zu sanieren. Das wiegt um so schwerer, als die Landwirtschaft in den Kibbuzim längst nicht mehr die tragende Basis ist, sondern der Löwenanteil der Einnahmen aus industrieller oder handwerklicher Produktion stammt.

Yasur ist kein Einzelfall. Viele der auf sozialistischen Prinzipien aufgebauten Landwirtschaftskommunen stecken in einer Krise. Genaue Zahlen sind schwer aufzutreiben. Um die 50 Prozent der 128 000 Kibbuzmitglieder, so lauten Schätzungen des Arbeitsministeriums, leben unter der Armutsgrenze. Rund die Hälfte der Jugendlichen kehrt nach ihrer – vom Kibbuz finanzierten – Ausbildung nicht mehr zurück. In einzelnen Kibbuzim sind bis zu 60 Prozent der Mitglieder im Rentenalter. Und eine hohe Zahl der Kommunen ist schwer verschuldet. Die ökonomische Krise begann Anfang der achtziger Jahre. Die Weltmarktpreise für Agrarprodukte

sanken um rund ein Viertel. Die hochinflationäre Wirtschaftspolitik der Likudregierung führte zur Senkung der Reallöhne. Gleichzeitig standen in den Kibbuzim kapitalintensive Neuerungen an: Investitionen in arbeitssparende Industrie- und Agrartechnologien, in den Ausbau der familiären Infrastruktur. Zimmer wurden angebaut, Küchen erweitert, Wohnzimmer neu bestückt. 1985 schrieben 90 Prozent der Kibbuzim rote Zahlen. Die Verschuldung ist vielen zum Joch geworden. Schuldenerlasse werden diskutiert, Wirtschaftsberater beigezogen, neue Modelle ausprobiert. Die Kibbuzim verlieren dabei ständig an Autonomie. Im Schuldenabkommen vom April 1995 wurden sogar Landverkäufe als Entschuldungsmittel beschlossen. Der Zugriff auf den Boden bedroht die letzte Sicherheit der ohne Eigentum lebenden Kibbuzniks.

Solche Sorgen kennt Dorit Daniel in Mabarot nicht. Eben hat sie mit ihrer Familie ein neues Haus bezogen. Das Wohnzimmer ist geräumig, die Küche grosszügig; Mikrowelle und Spülmaschine gehören selbstverständlich dazu. Ihr Kibbuz prosperiert. In Mabarot leben 700 Menschen; nur mehr 25 arbeiten in der Landwirtschaft. Den Wohlstand verdankt die Gemeinschaft der Marktträchtigkeit des eigenen Pharmabetriebs, dem Fleiss seiner 300 Angestellten – davon die Hälfte in externer Lohnarbeit engagiert – und natürlich den Lohnrüten all jener Kibbuzniks, die irgendwo draussen arbeiten. So wächst der Gewinn im gemeinsamen Topf und wird, gemäss alter Kibbuztradition, gleichmässig an alle verteilt – in Form von Naturalien wie Essen, Häuser oder Medizin, aber zum Teil auch in bar für den individuellen Gebrauch. Am Jahresende kommt ein grosszügiges Sackgeld dazu: 3000 Schekel waren es diesmal; dafür arbeitet die Palästinenserin in der Sockenfabrik rund zwei Monate. Dorit Daniel zeigt uns ihren Kibbuz in erprobter Routine. Die schmucken Einfamilienhäuschen mit den gepflegten Vorgärten, das Altersheim, wo ihr Vater umsorgt wird, die Kinderhäuser, in denen die Kleinen nur mehr tagsüber sind und nicht mehr wie früher fast rund um die Uhr. Der Wandel vor zehn Jahren, so erzählt sie, habe sich ohne grosse Diskussion vollzogen; vom einstigen Kampf gegen das bürgerliche Elternhaus sei nichts



Das einstige Kinderhaus hat sich zum Tageshort gewandelt.

mehr zu spüren gewesen. Die Probleme waren vielmehr praktischer Art: die Häuser waren zu klein; es musste also gebaut werden – Nahtstellen an den Mauern markieren die Expansion. Später setzen wir uns in den Esssaal, eine immense Fabrikhalle mit kahlen Wänden, die die Menschen klein und den Hunger gross macht. Wir essen Maisbrötchen und Truthahnschnitzel und reden mit der Gastgeberin über den Wandel der Zeit. Über die Mitgliederversammlung, die zwar noch stattfindet, deren basisdemokratischer Herzschlag jedoch durch Sesselpartizipation bei der Videoübertragung zu Hause ersetzt worden ist. Dorit Daniel erzählt von ihrer Arbeit mit den Volontären, die sehr viel weniger geworden sind und die heute vorwiegend aus skandinavischen Ländern kommen, getrieben nicht von utopischen Träumen, sondern ganz simpel vom Hunger nach Sonne. Wir gehen an tropischen Sträuchern vorbei, an jungen Dattelpalmen, an romantisch eingetopften Hibiskus, und während die Gastgeberin uns von der zunehmenden Privatisierung der Konsumgüter erzählt, vom Liebäugeln mit individuellen Leistungslöhnen, erblicken wir putzige Brücklein, die über putzige Bächlein zu den Häusern führen.

Die Pioniere, die Pionierinnen hatten sich die Neue Welt anders gedacht. Sie kamen, zu Beginn dieses Jahrhunderts, aus Polen erst und Ungarn, aus Galizien und Österreich, aus Russland und Deutschland, getrieben vom zionistischen Traum der Heimkehr ins Gelobte Land und von der Vision einer Gesellschaft, in der die Menschen in Gleichheit und Gerechtigkeit sich finden. Herzl und Marx, Freud und Buber standen den Ideen Pate. Die einen träumten vom sozialistischen Israel, die andern von der Weltrevolution; einig war man sich darin, dass hier eine neue Welt zu schaffen war, ein sicherer Hafen für die Diasporarüden und die Vertriebenen, dass hier ein neuer Mensch sich aufrichten sollte in den im Wüstensand aufgeworfenen Schollen. Sie kamen, später, aus fast allen Ecken der Welt, viele von ihnen der nazistischen Mördermaschinerie nur knapp entronnen. Hier fanden sie eine neue Heimat. Michal Feinberg etwa aus Duisburg, die als Halbwüchsige kam, den Brandgeruch des in antisemitischem Hass angezündeten väterlichen Geschäfts noch im Haar, und die schon immer wusste, dass sie ein Leben im Kibbuz wählen würde. Oder Dan Maas, der einst Felix hiess und in Stuttgart lebte, bevor er sich als Landarbeiter in privaten Orangenplantagen verdingte, als Kibbuznik wohlverstanden, zu einer Zeit, als das Land nicht reichte, die Siedler zu nähren. Oder Trudy Salomon aus Amsterdam, die später kam, 1951; da prangte der Davidsstern schon im Wappen des jungen Staats. Sie kam als Mitglied eines religiös-zionistischen Jugendverbands, wurde zusammen mit andern nach Shluhot in Galiläa gerufen, 200 Meter unter dem Meeresspiegel. Da gab es Zelte; eine Holzbaracke war Esssaal und Synagoge zugleich; das einzige Radio brachte die Verbindung zur Welt; Hitze und Mücken waren mörderisch. «Wir hatten in Holland bereits trainiert; in einer grossen Villa in Hilversum übten wir spartanisches Leben», erzählt die Tochter aus einer religiösen mittelständischen Familie. «Wir lernten kibbuztaugliche Berufe, bei Bauern, in der Autowerkstatt, die Mädchen in der Schneiderei.»

Doch die harten Jahre waren auch gute Jahre. «Wir hatten kaum etwas zu essen, aber das war egal. Was es gab, war gut. Wir



Der Einbezug externer Lohnarbeit hat die Utopie einer klassenlosen Gesellschaft schon früh getrübt.



Einbauküche und Mikrowelle als Zeichen einer neuen Zeit; die Reprivatisierung schreitet voran.



Die Landwirtschaft kriselt; Innovation ist gefragt. Der Kunstrasen aus der Wüste verkauft sich gut.



Für alte Leute und für Kinder ist der Kibbutz noch immer ein kleines Paradies.

lebten in Zelten und Holzbaracken. Wir waren alle jung. Und wir wussten, warum wir hierher gekommen waren», erinnert sich Michal Feinberg. «Wir feierten viele Feste. Die ersten Heiraten kamen. Die ersten Kinder. Das Leben war herausfordernd und schön.» Eigene Kleider gab es keine, man holte sich das Nötige im Magazin. Sogar Michals Hochzeitskleid, ein Geschenk der Eltern, wurde kollektiviert, avancierte zum Standardbrautschmuck im ärmlichen Kibbutz. Dem Kollektiv fügte man sich auch dann, wenn es nicht einfach war. «Zum Beispiel die Sache mit den Kinderhäusern. Um vier Uhr nachmittags holten wir die Kleinen, um sieben Uhr abends brachten wir sie zurück. Die Nachwächterin war ständig unterwegs, um Mütter schreiender Kinder zu holen. Ich war damals dagegen. Aber ich war die einzige unter fünfzig...» Von Fehlern mag Michal Feinberg aber nicht sprechen; für sie hatte alles seine Richtigkeit. Auch dass ihr Kibbutz sich in einem einst belebten arabischen Dorf einnistete. «Die haben das Dorf ja verlassen. Da war ein leerer Platz. Und wir haben gesucht», sagt Michal. Und von einer Krise will die heute 76jährige ebenfalls nichts wissen; die vielen Veränderungen gehörten zum Lauf der Dinge: «Am Anfang dachten wir, alle müssten gleich denken. Aber die ganze Welt hat sich verändert. Auch der Kibbutz. Die Kinder gingen zur Armee. Sie haben geheiratet. Heute habe ich schon Urkel. Der Kibbutz lebt.»

Anders sieht es Dan Maas, der seine bürgerlichen Wurzeln kappte, der, einzig mit «Schipfs Handbuch der Landwirtschaft» gerüstet, sich aufmachte, den neuen Boden zu bepflanzen, und der es darin weit brachte, bis zum gefragten Landwirtschaftsexperten auf höchstem, auch internationalem Parkett. Er, der einst seinen Kaffeekocher gegen Vorwürfe des «Privatismus» verteidigen musste, steht einzelnen Änderungen skeptisch gegenüber. Mit der Forderung nach Individuallöhnen sieht er die Identität des Kibbutz bedroht. «Die Frage ist dann, wie lange es den Kibbutz noch gibt», sagt er. «Wenn nur noch die Produktionsmittel kollektiv sind, dann ist das ein Dorf, eine Moshav, aber kein Kibbutz mehr.» Für den heute Achtzigjährigen ist die gegenwärtige Krise hauptsächlich gesellschaftlich bedingt. Er sieht die Idee bedroht. «Früher waren Kibbutzmitglieder angesehene Leute, heute weiss die Mehrzahl der Bevölkerung nicht einmal mehr, was ein Kibbutz genau ist. Heute fragt man mich: Warum lebst du in einem Kibbutz, wo du doch so intelligent bist? Warum gibst du deine hohe Pension, deine Entschädigung aus Deutschland einfach ab? Heute lächelt man über uns.»

Das war einmal anders. Während der ersten zwanzig Jahre des jungen Staates stellten die Kibbutzniks einen Drittel der Knessetmitglieder. Bis Ende der siebziger Jahre steuerten sie kräftig mit in den Schaltzentren von Regierung und Armee. Auch der einstmalige mächtige Gewerkschaftsverband Histadrut war ein Kind der Kibbutzbewegung. Es gab drei kibbutzeigene Tageszeitungen; im März letzten Jahres ging die letzte, «Al-Hahmishmar», ein. Zwar wurde immer wieder von Krise gesprochen, in den zwanziger Jahren bereits, als viele, von romantischen Bildern gelockt, die knochenharte Arbeit im Feld wieder flohen, oder dann nach der Staatsgründung im Jahre 1948, als der zionistische Auftrag erfüllt, die geostrategische Funktion der Wehrdörfer nicht mehr dringlich war. Aber heute wankt – nebst der ökonomischen Basis – das ideologische Fundament der Kibbutzgemeinden. Die 269 sozialisti-

schen Inseln treiben mehr und mehr verloren in der amerikanisierten, kapitalistischen Brandung von Erez Israel. Soziologische Untersuchungen bestätigen den Wandel: Werte wie «Gleichheit» und «Kooperation» verlieren an Bedeutung. «Materieller Wohlstand» und die «Möglichkeiten, das Familienleben zu pflegen», klettern in der Motivationsskala der Kibbutzniks nach oben. Die alte Losung «Jeder nach seinen Fähigkeiten und jedem nach seinen Bedürfnissen» hat ausgedient, die Vision der klassenlosen Gesellschaft ihre utopische Kraft verloren. Das hat auch mit dem Fall der Berliner Mauer zu tun. Aber weit mehr noch mit dem eigenen Erfolg, der die alten Grundsätze wegerodierte. Seit über vierzig Jahren hat sich Israel wehrhaft im Gelobten Land festgekrallt, und die Zeiten, wo man «Steine ass in der Not», sind vorbei. «Als wir kamen», erzählt Shimon Arendt, der seiner berühmten Tante in die Philosophie, seinen Idealen aber in den Kibbutz folgte, «vollzogen wir alle einen freiwilligen Akt der Zugehörigkeit. Wir akzeptierten gewisse Normen. Genau diesen Konsens gibt es heute nicht mehr.» Aus einer in der Ideologie zusammengeschweissten Kommune ist eine natürliche Gemeinschaft geworden; die Familie hat die Utopie mit ihrer Zentripetalkraft verdrängt. «Die Verschiebung des Gewichts der Familie», so sieht es der Philosoph, «das war die grosse Revolution zurück.»

Der Kaffee dampft. Brote werden gereicht. Die Wintersonne gibt sich freundlich. Um den Holztisch sitzen ein Dutzend junge Männer, einige Frauen. Seit der Morgenfrühe sind sie draussen, haben in der schwindelnden Höhe der Dattelpalmkronen Äste geschnitten und Dornen gekappt. Die Pause tut wohl. Deganit nimmt sich Zeit für ihre Gäste. Sie fährt mit uns durch den Hain aus 3000 Dattelpalmen, die hier, ganz im Süden, eine halbe Autostunde von Eilat und einen Steinwurf von der jordanischen Grenze entfernt, im Wüstensand stehen. Eine von Menschenhand geschaffene Oase. Allein die Bewässerung ist ein Kunstwerk; einzelne Anlagen kämpfen allerdings gegen die Versalzung. Neuerdings beziehen die durstigen Baumriesen ihren Trank – an heissen Sommertagen bis zu 1000 Liter pro Stück – aus den Abwässern der nachbarlichen Touristenstadt. Die Fahrt später aus der Plantage zurück in den Kibbutz führt saftiggrünen Teppichen entlang, die seltsam mit dem trockenen Rot der Ebene, der fernen Berge kontrastieren. «Kunstrasen», erklärt Deganit, «ein gefragtes Produkt zurzeit auf dem Markt.» Bei der Siedlung dann windet sich der obligate Stacheldraht um das Gruppchen kleiner Häuser und Wirtschaftsgebäude. In einer Ecke, eingezäunt unterm Schattendach, harret wie üblich eine Kuhherde der nächsten computergesteuerten Euterentleerung und Kalorienzufuhr. Einzig das Wachthäuschen fehlt.

Abends, bei einem Glas einheimischem Cabernet, gezogen weit im Norden, auf dem Carmel-Hügel am Mittelmeer, sitzt man in der Wohnküche auf selbstgebauten Korbstühlen, um zu diskutieren, was hier, im Kibbutz Samar, anders ist als in andern Kibbutzim. «Anarchistisch» heisse eines der Schlagworte, erzählt Yosi belustigt, doch so falsch sei es nicht. Vor zwanzig Jahren haben sie hier angefangen, selbst Kinder des Kibbutz, aber der gängelnden Normierung dort überdrüssig. Sie suchten den Neuanfang, die Gemeinschaft, die Kooperative, aber nicht auf Kosten der persönlichen Freiheit. «Jeder ist so frei, wie er will. Der Kibbutz darf nie jemanden zwingen», fasst Yosi ihr oberstes Prinzip zusammen.

Damals war das neu und revolutionär. «Eine Antwort auf das Misstrauen in den traditionellen Kibbutzim», präzisiert Lea. «Dort bist du erst einmal Angeklagte; du arbeitest zuwenig, gibst zuviel Geld aus. Deine Bedürfnisse stehen nicht in der Norm. Ständig wird verhandelt, der Kibbutz ist entfremdete Instanz, die gibt und versagt. Wir haben das sozialistische Credo auf den Kopf gestellt: Was gut ist für dich, ist gut für die Gemeinschaft.» Und es scheint, so bezeugt die Runde, zu funktionieren. Jeder und jede tut, was er oder sie für recht hält; Kontrollen gibt es nicht. Aus der Kasse nimmt jeder, was er braucht. Inzwischen sind aus den 30 Mitgliedern 100 geworden; an weiterem Wachstum ist man nicht interessiert. Die Kleinheit der Gruppe ist ein wichtiger Grund des Erfolgs, da sind sich alle einig. Diffuser werden die Antworten bei der Frage nach den Finanzen. «Wir leben gut», meint Yosi, «wir sorgen uns nicht um das Essen von morgen.» Aber Schulden gibt es auch hier. Die Anfangsinvestitionen wurden von der Jewish Agency vorgeschossen; ein Teil soll nun zurückbezahlt werden. Zudem stehen Renovierungen an. «Wir können nicht einfach dasitzen und nichts tun», meint Deganit.

Die Runde löst sich langsam auf. Und Gal und Liron, die Kinder, drehen sich leise im Schlaf. Nicht die Debatte um Freiheit und Glück bewegt wohl ihre Träume und auch nicht der Besuch aus der Fremde. Nicht von den Wortfetzen der diskutierenden Gruppe nämlich haben sie sich losgerissen, sondern vom Zauber der Glimmer-Show am Fernsehen. Werden sie den anarchistischen Traum ihrer Eltern auf ihrer Wüsteninsel weitertragen? Yosi, der Vater, mag keine Prognosen: «Was in zehn Jahren ist, wissen wir nicht; die Zeiten und die Menschen, sie werden es bringen.»

Oben im Norden, in Yasur, wird Tage später bilanziert. Zweifellos bringt das Kibbutzleben auch viele Vorteile, wie Barbara und Elan betonen. Das Leben auf dem Land ist angenehm. Für Kinder und Alte ist hier ein idealer Platz. Anderes ist manchmal ärgerlich, aber nicht weiter schlimm. Zum Beispiel die traditionell gelebten Geschlechterrollen, die Barbara sehr wohl konstatiert. Dass hier ausschliesslich die Frauen putzen, dass vorwiegend sie die neuen Arbeiten übernehmen, die durch die Reprivatisierung einst gemeinschaftlicher Arbeit ins Haus zurückkehren, das Kochen und Abwaschen am Abend oder am Sabbat etwa, das Zubettbringen der Kinder. Selber, so gesteht sie sich ein, hält sie es nicht viel anders. Mehr zu schaffen macht ihr die mangelnde Mobilität. Spontanes Ausfliegen ist unmöglich. Wer am Wochenende ausfahren will, reserviert das Kibbutzauto einen Monat im voraus. Oder dann die Belastung mit den Arbeitszeiten: Sechstageswoche, regelmässige Abend- und Wochenenddienste in der Küche, Nachtarbeit für Elan als Melker, zwei Wochen Ferien im Jahr. Gemeinsame Freizeit ist rar. Um so wichtiger wäre das Engagement aller in der Kommune, wäre eine effiziente Arbeitsökonomie. Doch zu viele arbeiten zuwenig, gehen vorzeitig oder auch zwischendurch nach Hause. Statt durch eine Analyse der Betriebsorganisation soll durch die Privatisierung von Toilettenpapier und Tampons gespart werden. Das stösst Barbara auf.

Wäre Weggehen eine Lösung? So wie Michal Amir es tat, die junge Lesbe mit der Lederjacke, die, aufgewachsen im Kibbutz, nach absolviertem Militärdienst nicht mehr in diesen Mutterbauch



Das Kollektiv bestimmte einst den Alltag im Kibbutz; heute geht der Trend zurück zum Individuellen und Privaten.

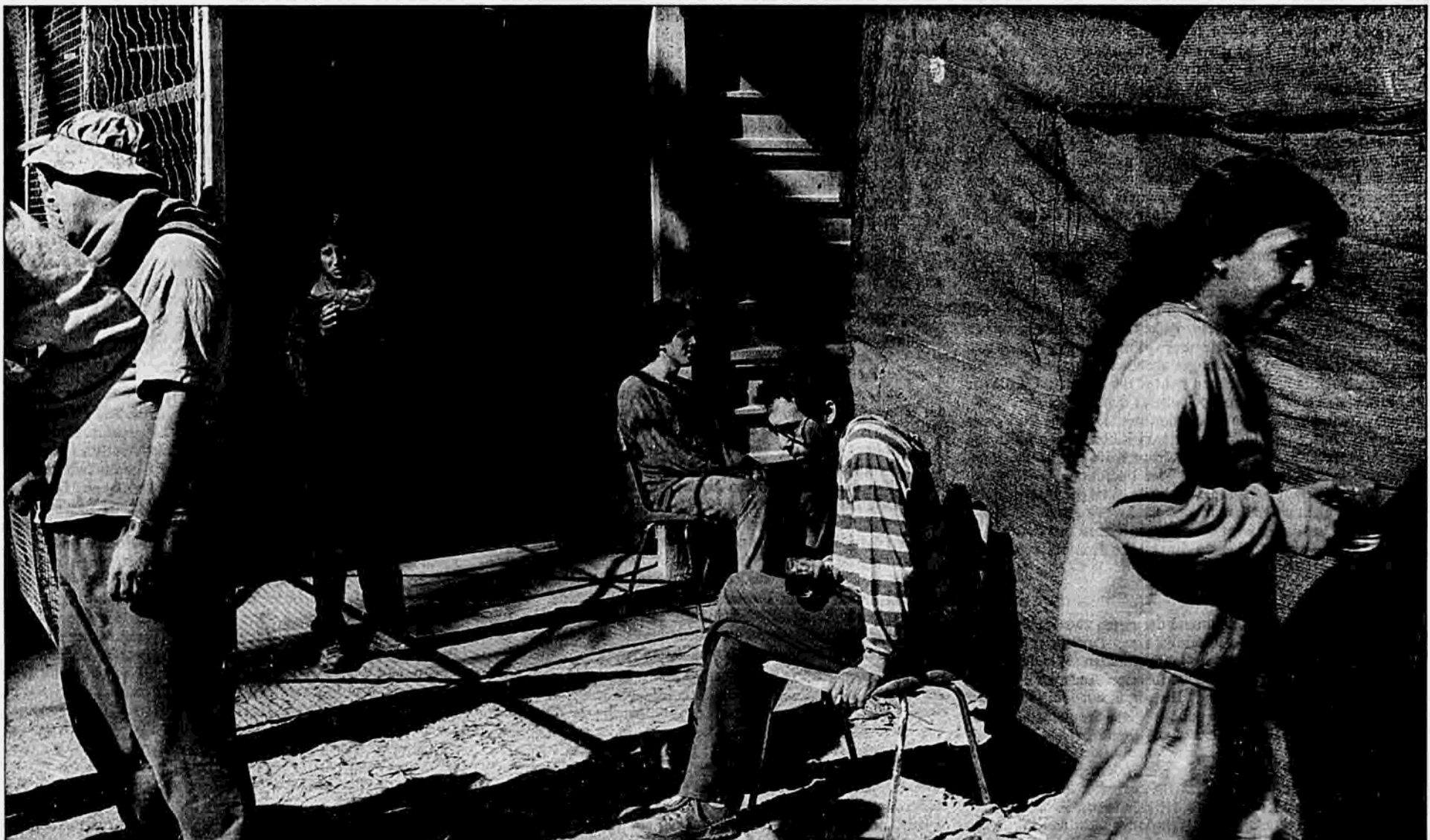
zurückkehren wollte. «Im Kibbutz wirst du bedient, bekommst Wäsche, Essen, Ausbildung. Du hast alles und musst nichts bezahlen. Dein Weg ist absolut klar.» Davon hat sie genug. Es ist ihr zu ruhig dort, ihr mangelt die Konfrontation. «Ich möchte sehr wohl im Paradies leben, aber ich will es mir selber bauen.» Der «aufrechte Gang» dort war ihr zu straff, der Klatsch, die Kontrolle zu gross. «Tausend Brüder und Schwestern, und alle wissen alles über dich! Du isst zusammen, du gehst zusammen ins Kino. Es ist enger als im Dorf.» – Michal Amir ist also gegangen, mittellos. Sie

lebt jetzt in Tel Aviv, arbeitet in einer Gärtnerei, möchte mit einem Studium beginnen. Aber sie bekommt kein Geld, weil sie ihre Mitgliedschaft im Kibbutz verwirkt hat. Weil ihre Eltern keines haben. Weil der Staat sich für solche Fälle nicht als zuständig erachtet.

Weggehen ist nicht einfach. Auch für Elan nicht. Und nicht für Barbara. Zwar denkt sie manchmal daran – ohne Kinder wäre sie wohl nicht mehr hier –, aber eigentlich will sie doch nicht. Für Elan ist dies kein Thema. «Wenn ich jetzt weggehe, dann habe ich

nichts. Und überhaupt, dies ist der Platz, wo ich leben will. Nirgendwo sonst.» So hoffen die beiden auf Veränderungen. Auf die Einführung individueller Lohnabrechnungen. Auf Tickets bei der Essensausgabe. Auf Strategien zur Förderung der individuellen Leistung. «Wenn die Leute mehr arbeiten, haben sie auch mehr Geld», ist Elan überzeugt.

Barbara schaut auf die Uhr. Die zwei kleinen Töchter im Kinderhaus wollen abgeholt werden. Vor dem Haus warten Plasticspielzeuge. Geschenke von der Grossmutter aus Übersee.



In Samar wird Neues probiert, das alte sozialistische Credo auf den Kopf gestellt: «Was gut ist für dich, ist gut für die Gemeinschaft.»